

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lukas 10, 25-37)

Nach Psalm 18

Ich stehe unter Gottes Schutz
Er lässt mich nicht ins Leere laufen
und macht aus mir keinen Kriegsknecht.
So, wie ich bin, bin ich sein Mensch.
Ich suche den Frieden und will mich nicht ausruhen,
suche den Frieden auch mit denen, die noch in Gewalt verstrickt sind.

Ich stehe unter Gottes Schutz.
Ich bin sein Fleisch und Blut und meine Tage sind von ihm gezählt.
Er lehrt mich, den zu umarmen, dessen Tage ebenfalls gezählt sind,
und alle in die Arme zu nehmen, weil wir die Trauer und die Freude teilen wollen.

Ich stehe unter Gottes Schutz
Ich weiß das seit geraumer Zeit.
Er nahm den Gram und das Bittere aus meinem Wesen und macht mich fröhlich.
Darum will ich hingehen alle anzustecken mit Freude und Freundlichkeit,
auf dass die Erde Heimat wird für alle Welt:
Durch Gottes Frieden
und unseren Glauben –
Schalom in Dorf und Stadt.

Ansprache

Als ich über diesen Gottesdienst nachgedacht habe, hat mich ganz unverhofft das Gleichnis vom barmherzigen Samariter angeweht. Da steckt eine Menge Zündstoff drin – Jesus macht sich mal wieder unbeliebt mit seiner Sicht der Dinge Gottes.

Schauen wir in die theologische Fachliteratur, können wir aus dem Gleichnis zwei Dinge lernen.
Zum einen: Taten sind wichtiger als Worte.

Der Priester und der Levit sind religiöse Autoritäten. Sie kennen sich von Amtswegen mit den starren Regeln des Glaubens aus. Und die befolgen sie buchstabengetreu – obwohl das göttliche Gesetz Barmherzigkeit und Nächstenliebe fordert.

Die korrekte religiöse Haltung rettet den Mann nicht, der halbtot am Straßenrand liegt. Er braucht handfeste Nächstenliebe. Und die praktiziert ausgerechnet der Fremde, der als religiös unrein gilt. Und da landen wir bei der zweiten Kernaussage: Der, von dem es keiner erwartet, der gar nicht zuständig ist, der handelt barmherzig.

Wer ist mein Nächster?

Diese Frage beantwortet Jesus mit dem Gleichnis sehr unbequem: Der Mensch, der Hilfe braucht. Punkt. Egal, was das für einer ist. Egal, wo er herkommt, was oder an wen er glaubt. Nächstenliebe kennt weder Grenzen noch Zuständigkeiten. Verantwortung ist nicht abhängig von Sympathie oder Zugehörigkeit oder Prinzipien.

Mit diesem Gleichnis hat Jesus den Menschen echt was vor die Füße gelegt. Und da liegt es immer noch. Ist auch heute noch eine Zumutung und Herausforderung.

Wir scheitern daran grandios, Tag für Tag. Bei jedem Gang durch den Hauptbahnhof.

Selbstgefälligkeit ist nichts, was Christen gut zu Gesicht steht.

Jesus zieht mit diesem Anspruch ans Handeln mal eben der gesamten Kirche den heiligen Mantel von den Schultern. Und den Parteien, die sich christlich nennen, gleich mit.

Wie wollen wir miteinander umgehen? Wie lebt man inklusive, geschwisterliche Mitmenschlichkeit? Und wie sorgt man dafür, dass jeder hat, was er braucht, und jede genug bekommt?

Darüber lässt sich wunderbar diskutieren. Machen wir heute aber nicht.

Ich war nämlich gerade in der Heide, und während ich da so langgewandert bin, kam mir ein dritter wichtiger Gedanke zum Gleichnis. Der steht nicht in der Fachliteratur, aber das macht ja nichts.



Das Bild auf den Liedzetteln habe ich beim Wandern fotografiert.

Die Heidelandschaft lebt von der Gleichförmigkeit. Was nicht reinpasst, muss raus. Darum gibt es die Heidschnucken, die fressen die Bäumchen und Triebe, bevor sie groß werden und dem Heidekraut das Licht nehmen. So, wie auf dem Bild, soll's nicht sein. Die Kiefern gehören da nicht hin. Aus ökologischer Sicht macht das natürlich Sinn. Trotzdem bin ich irgendwie auf Seiten der Bäumchen.

Störungen haben Vorrang – das habe ich mal im Studium gelernt. Man macht sich einen Plan, hat eine Strategie, und wenn dann etwas oder jemand dazwischenfunkt, legt man den Plan beiseite. Da sind wir mitten im Gleichnis. Priester und Levit haben sich eben nicht stören lassen. Sie sind unbeirrt im regelbasierten Takt geblieben.

Der Samariter ist quasi die Kiefer im gleichmäßigen Trott der Heidelandschaft: Er lässt sich in seinem Vorhaben unterbrechen und tut das Not-Wendende.

Störungen sind unerfreulich. Sie bringen uns aus dem Tritt, sie können Geld kosten, Zeit und Nerven. Sich nicht darauf einzulassen, kann Menschlichkeit kosten. Was wiegt schwerer?

Mit dem Gleichnis malt Jesus eine tolle Blaupause fürs Menschsein. Welche Sorte wollen wir sein? Wollen wir uns anrühren lassen vom Leben, berühren lassen von der Not und ihren Notwendigkeiten? Oder wollen wir lieber ungestörte Heidelandschaft sein?

Heiligen Worten auch Taten folgen zu lassen, ist eine echte Herausforderung. Im anderen den Nächsten zu sehen, auch wenn er nervig ist, ungewaschen, ein Fass ohne Boden ...

Die Frage ist nur: Habe ich die Wahl? Oder gehört das nicht zum Gesamtpaket dazu?

Wer in Gottes Spur unterwegs ist, sollte kein Rosinenpicker sein. Das christliche Leben ist wirklich keine Heidelandschaft. Wir sitzen nicht als saumselige Englein gemütlich auf einer Wolke, wir stecken mitten drin im harten, gestörten, ungerechten Leben. Das Halleluja kommt da manchmal nicht so leicht von der Zunge.

Und trotzdem! Nur weil's schwer ist, ist das ja kein Grund, den Maßstab tiefer zu legen. Den Mann im Gleichnis hätten die Wölfe gefressen, wenn der Samariter sich von ihm nicht hätte anrühren und stören lassen. Und ja, das hat ihm sicher den Tag und seine Pläne durcheinandergebracht. Und ja, das nervt. Mich zumindest. Ich bin kein Freund von Störungen. Da ist mir die Heide sehr nahe – der gleichmütige, geregelte Fluss des Lebens. In der Realität wachsen aber nun mal überall Kiefern. Da schlägt mal das Schicksal zu, ein Rohr bricht oder Hunde und Menschen werden alt und halten nicht mehr mit. Eine blöde Diagnose hier, eine schwierige Situation in der Familie dort – und schwupps, hat man den Lebensrucksack voller Steine. Davon gab's auf den Heidewegen übrigens viele, und so sind sie nun hier im Gottesdienst gelandet.

Steine sind nämlich ein wunderbares Bild für all das, was uns plagt und drückt. Sie lasten auf uns mit unterschiedlichen Namen und Formen. Die einen kennen wir nur zu gut, andere schauen wir lieber nicht genauer an. Manche fallen uns auf die Füße, einige tragen wir mit Würde, andere mit Widerwillen. Für die Steine im Leben kann man sich schämen, sie können uns hart machen oder mürbe. So klug wie schwer wäre es, sich irgendwann mit ihnen abzufinden – das kostet weniger Energie, als sich permanent daran zu reiben. Es ist ja, wie es ist.

Nichts wird besser, wenn ich jeden Tag damit hadere.

Mit manchen Steinen können wir uns arrangieren. Oder sie zumindest mal für eine Weile parken, zum Beispiel im Gottesdienst. Und manche sind so schwer, dass sie uns den Atem nehmen. Und die Sicht auf bessere, leichtere Zeiten.

Manchmal hilft nichts. Keine guten Worte, keine klugen Lösungsstrategien. Da gibt es dann nichts zu tun außer anzuerkennen, dass die Lage katastrophal ist. Es gibt Momente und Erfahrungen, aus denen können wir uns nicht herausbeten. Trauer und Trostlosigkeit können einsam machen.

Mitten in der Krise brauchen wir dann jemanden, der darüber hinwegschaut, der die Hoffnungslosigkeit und die Ohnmacht in ihre Schranken weist. Jemanden wie die russische Autorin Elena Mikhalkova. Sie schreibt:

Meine Großmutter hat mir mal diesen Tipp gegeben: Wenn die Zeiten schwierig sind, gehe in kleinen Schritten weiter. Tu, was du tun musst, aber tu es langsam. Denk nicht an die Zukunft oder was morgen passieren kann. Reinige das Geschirr. Wisch den Staub ab. Schreibe einen Brief. Koch Suppe. Siehst du das? Du gehst vorwärts, Schritt für Schritt. Mach einen Schritt und dann Pause. Ruh dich aus. Schätze dich selbst. Mach den nächsten Schritt. Dann noch einen. Du wirst es kaum merken, aber deine Schritte werden länger werden. Bis es soweit ist, dass du wieder an die Zukunft denken kannst, ohne zu weinen.

Als wir im Februar zusammen Gottesdienst gefeiert haben, hatten wir Zettel und Stift dabei. Sorgenfalten haben wir das genannt. Die Sorgen haben einen Platz auf dem Zettel bekommen, und wir haben sie Gott hingehalten. Am Ende ganz handfest: Da haben wir sie verbrannt, um sie etwas leichter zu machen. Verschwunden sind sie vermutlich nicht.

Sorgen falten ist leicht, Sorgen verwandeln nicht. Aber es hilft, den Dingen einen Namen, eine Gestalt zu geben.

Darum gibt es heute Steine, in unterschiedlichen Formen und Größen. Wir laden Sie ein, sich einen zu nehmen. Oder auch zwei, wenn die Last groß ist.

Vielleicht nehmen Sie ihn in der nächsten Woche immer mal wieder in die Hand. Warm wird er dann, fast geschmeidig. Und dann schauen Sie, was Sie damit anfangen möchten.

Vielleicht in den Öjendorfer See werfen. Aufs Fensterbrett legen. Eine Blume draufmalen oder einen Namen. Jemandem seine Bedeutung erzählen. Ihn in Stücke hacken.

Oder Sie bringen den Stein wieder mit hierher. Legen ihn in den Sand zu den Kerzen. Auf den Altar. Oder heimlich in eine Kirchenecke. Irgendwie vor Gott jedenfalls. Denn der hat versprochen, alles, was schwer ist, mitzutragen. Wir stehen unter seinem Schutz.

Gott lässt keinen ins Leere laufen. Egal, wie gestört und gebrochen das Leben ist: Frieden und Freude sind sein Plan für uns.

Wenn wir die Taschen voller Steine haben, weht immer mal wieder sein Geist und macht es leichter. Und wenn der gerade nicht weht, kommt vielleicht ein guter Mensch daher und hilft beim Tragen. Da berühren sich dann Himmel und Erde. Amen